

hütern und schön. Aber — wer macht den Anfang? Wir sind eben mehrere Blätter, eingemauert in unsere eigene Natur. In Windstulpe wird diese Schöpfung einer neuen Kraft sicher nicht entziehen.

Als Hauptbedingung kommen die modernen Pa a a m a s ä t e in Betracht, möglichst groß, mit breitem, gegen die Sonne Schuß gedährendem Rand. Doch darin kommt uns ja die heutige Mode sehr entgegen. Im übrigen fommen wir uns wenig darum, ob wir Zeit in Deutschland oder bei uns haben, denn die Weibermeister oder Dreifloire an der Tagesordnung ist. Die Verwendung der Straußenfeder, der uralten und doch nie altmodischen, steht naturgemäß im Vor; Straußenfedern kann hier unbedorgt auch das junge Mädchen tragen, wir sind ja im Lande, wo diese Federn wachsen. Man kann sich ein wenig mehr freuen an die Mode halten, da diese immer ein 1/2 Jahr zu spät zu uns kommt. Schußzug wählt man am besten sandfarben, da es sich bei dem Wrislamer Staub als zweckmäßig erweist.

In der Steppe.

Ich kann mir nichts Schöneres denken, als in einer Mondscheinacht auf dem Hüden des Rieses die afrikanische Steppe zu durchqueren. In solchen Stunden empfindet man mit Dankbarkeit, daß man zu den Regenabenden gehört, die weit überm Meer, an fernem Gestirnen, eine Fülle von Stunden erleben dürfen.

Wings, soweit wir blicken, liegt das einsame Land. Alles atmet und glüht und blüht, und doch zittert kein Blattchen an den Zweigen, kein Windhauch trägt Bewegung in diese Schwüle. Im Tropengarten quaken die Frösche, und in dem hohen zogenähnlichen Büschelgras schieben die Antillen, die untere Föhre die enge Schlucht mit dem trocknen Aiter, und jenseits erheben sich schroff die Felsenwände. Wir sehen in den Wäldern und Büschen, daß es da einige W, in dem sich unter Empfindungen mit denen unjurer Vögel in Zensland wiederfinden: er ist der Treffpunkt unjurer Beobachters.

Und plötzlich kommt mir zum Bewußtsein, wie fern, wie unendlich fern wir der Heimat sind. Die Landkarte steht vor meinem Geiste, und ich sehe in Gedanken die Entfernung bis zu dem Ort der südlichen Ostspitze, wo unter neuem Deutschland ist.

Ich auch hat der Gedanke etwas Eigenartliches für mich, daß man niemals auf dem Landwege, sondern immer nur auf dem Wind- und wellenbrausenden Ozean in die alte Heimat zurückkehren kann. Und sieht man sie jemals wieder diese grünen Wälder und Felder mit ihren fremdlichen Baumarten, mit den blauen Blumen im reifen Aeren, diese feinen bestäubten Schmetterlinge, die furchbar eng sind und uns jetzt doch lieb und traut erscheinen wie ein vergilbtes Bild aus alter Zeit, daß man mit wehmütiger Liebesliebe herabsehst? Dieses heimverdringende Leben der niemals schlafenden Großstadt, den Straßenlärm, das Menschenmeer, den Schallentwurf! Warum nicht mit der Geduld, die viele hier in leuchtiger Jugend mit himmelstürmenden Hoffnungen in dieses Land gezogen und schlafen nun im Steppensand des Herzerlandes . . .

Langsamen wir miteinander und grübeln über wunderliche Menschlichkeiten nach. Und jeder, den das Leben hinausdrängt in diesen dunklen Erdteil, hat seine Geschichte bekommen . . .

Nach aller Welt.

Ein Goethe in Amerika. Der „Frankf. An.“ wird aus New York gemeldet: In Boston lebt ein deutscher Kadi, er ist in Mex., der sich Charles Albert v. Goethe nennt und sich für den letzten Nachkommen des großen Dichters ausgibt. Er sagt, der „Hofen Wolf“ zufolge, über seine Abstammung folgendes: Mein Vater war Ludwig Albert v. Goethe, geboren zu Berlin im Jahre 1857, von Herrn Klamerbauer. Sein Vater hieß Ludwig Christian v. Goethe, er wurde 1823 in Nordbavaria geboren und war ebenfalls Klamerbauer. Dessen Vater, Christian v. Goethe, geboren zu Weimar 1790, war der Sohn des großen Dichters. Das Blatt meint dann, es müsse bestimmen, daß kein Verehrer Goethes sich die Mühe gebe, der Nachkommen des großen Dichters kennen zu lernen. Man muß bestimmen muß es, daß kein Nachfolger etwas von einem noch lebenden Abkömmling des Dichters weiß — und die Goetheforschung ist doch so außerordentlich gründlich. (In der Tat gibt es, wie uns der geschichtswissenschaftliche Seite verichert wird, einen Nachkommen des Dichters, der nur eines Sohns (Mauriz) und zwei Töchter (Wolfgang) nebst einer Enkelin (Alma) hatte. Letztere drei sind bekanntlich unüberheiratet gestorben. Verwandte des Dichters, mit gleichem Namen, (ohne nun) existieren jedoch in Thüringen noch heute, so z. B. Nachkommen seines Großonkels. Von derartigen Seitenverwandten kann dieser Amortisation abkommen.)

Der Erfolg. Wir alle urteilen gern nach dem Erfolge. Zwar sagt das Sprichwort, daß da, wo die Kräfte fehlen, auch schon der bloße gute Wille Lob verdienen. Aber wir sind mit diesem Lob doch meist sehr freigebig. Es wird selten mehr sein, als eine mitleidige Entschuldigung. Was dagegen jemand einen großen Erfolg hat, ist es ein Künstler, ein Geschäftsmann, ein Politiker — da lassen wir uns leicht zur Bewunderung, zur Anerkennung, vielleicht gar zu tätiger Mitarbeit hinvleihen, auch wenn der Wille, der hinter diesem Erfolge steht, die Mühe, aus der er hervorgeht, nicht

gerade jeder christlichen Bräutigam auf ihre Kleinheit standhaften könnte. Der Erfolg bedarf tausend Mängel zu. Der Willkür, der eine Willkür für einen gemeinlichen Zweck stiftet, wird selten viel gefragt werden, wenn er seine Willkürn eigentlich verdient hat. Doch leidet er, aus welchem Antriebe heraus — ob aus reiner Menschenliebe oder Machtgier oder Ruhmbüch — er die „eble“ Ewende mache. Der Misserfolg dagegen stellt selbst die kleinste Fehler und Versehen an Licht. Denn ein Grund muß doch gesucht werden. Und der nächste, bei dem man danach suchen kann, ist immer der Handhaber selbst. „Wäre er das so gemacht, oder hätte er jenes nicht gemacht.“ so heißt es. Gegen diese einseitigen, täuschenden Vereinfachung des Erfolges müssen wir uns alle zu wehren suchen, wenn wir uns nach Möglichkeit vor Ungerechtigkeiten hüten wollen.

Rätselmandeln.

Auslösung des Rätsels am Nr. 14: „Rätselmandeln.“

An unsere Rätselblätter.

Wieder haben wir so viele wichtige Mitteilungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätselblätter wie sonst zu veröffentlichen. Wir verleihen aber diesmal außer dem bereits angelegten Buche noch 3 weitere Bänden an Rätselblätter, nämlich die Schreibmappe des General-Anzeiger für 1910.

Prämie: Karl Zanera „Wolf der Junter“, eleg. geb. entset auf Frau Hildegard Oppermann, hier.

Die Schreibmappe des General-Anzeiger für 1910 entset auf: Frau Emma Mittel, Wiesbad bei Rodgau, Kurt Reichardt, hier, Erna Danen, Elmich.

Rätsel.

Was tut ein jedes Ding, das auf der Erde lebt, In Wasser geht und in dem Wästen schwebt, In jeder Zeit, bis daß man es begreift?

Prämie: Goethes Gedichte, eleg. geb.

Die Auslösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Staatsgabe.

(a b c d die vier Farben; A B K König; D Dame; Ober: 1 Würd; 2 Biesel; Unter: V M H die drei Spielsteine.)

M, ein ungeschickter Spieler, wollte auf seine Karte ein o-Gangspiel machen, ohne 11, aber V hielt das Spiel und H erklärt, passen zu müssen, nachdem M das einzige Solo, das er — H — spielen wollte, gegeben hätte. V jagt nun auf folgende Karte o-Gangspiel an und verliert, obwohl die Gegenstimme gleichmäßig verteilt ist.

b c B, a10, K, D, 9, 8; aA, D, 8.

Deutsch.



Fransösisch.

Bique-Vau, Coeur-Vau, Treff-Vau, Treff-Vau, Treff-Dame, Treff-Vau, Treff-Vau, Coeur-Vu, Coeur-Dame, Coeur-Vau. Im Etat lagen 67, d7. Der Spieler kommt nur bei 56. Wie war Partieverteilung und Gang des Spiels?

Auslösung der Staatsgabe am Nr. 13.

Partieverteilung: 3 b c d a10, D, 9; aA: bA, D, dA. 2 b a8, 7; c10, K, D, 9, 8, 7; aK, D. 3 b a c, d10, K, 9, 8, 7; a9, 8, 7. Etat: aA, d10.

Spiele.

1. 8 b b, a8, aB (— 4). 2. 5 b k, bA, a7 (— 15). 3. 2 b d, aK, aA (— 18). 4. 6 b10, b6, e10 (— 23). Damit haben die Gequet 60.

Sallesche Familien-Blätter. Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 15 Halle a. S., den 10. April. 1910

Die Pantoffeln des Herrn Landrats.

Von V. Wittweger. (Nachdruck verboten.)

Der Tourist, der allein in einem Abteil zweiter Klasse lag, ließ sich seinem Halbschlummer aus, als der Zug mit dem bekannten Rudel hielt, und vor dem Fenster eine Stenotypenmaschine den Namen der Station mit dem Jubel: „Fünf Minuten!“ ausrief. Der Reisende verzweifelte sich durch einen Blick, daß er den Namen recht verstanden hatte, und murmelte vor sich hin: „Hier ist doch Heinz Wernsdorf Landrat.“

Mit schnellem Entschluß griff er nach seinem Rock, verließ das Abteil und trat an den Bahnsteig heran: „Nicht wahr, Herr Landrat Wernsdorf ist doch noch hier?“

„Ja, wohl, mein Herr“, erwiderte der Beamte höflich, und auf die weitere Frage, ob die Wohnung nicht zu weit vom Bahnhof entfernt lie, ließ es: „Ja, sie ist leicht zu finden, aber ein bißchen weiter ist es schon, ganz am äußeren Ende der Stadt. Sie gehen durch die Hauptstraße über den Markt und dann immer die Straße weiter bis zu einer Villa mit einem Firmament und einem Vorgarten. Sie treffen heute den Herrn Landrat bei uns zu Hause, denn er hat nur Dienstag und Freitag auswärtige Anstände, und zur Jagd war er erst am Montag. Abends allerdings ist Regel-klub, aber es ist ja jetzt erst vier Uhr.“

Dr. Mengel dankte für die eingehende Auskunft und machte sich auf den Weg, nachdem ein Blick ins Kreuzbuch ihm gezeigt hatte, daß am Abend noch ein anderer Zug weiterging. Er trat sich seines reichen Entschlusses, der ihn ein Viertelchen mit einem lieben Jugendfreund verließ. Heinz Wernsdorf war während der ganzen Gymnasialzeit sein Intimus gewesen, und auch als Studenten hatten sie die zwei ersten Semester zusammen verbracht. Nun hatten sie seit Jahren, seit der Verlobungsjahre, die ihm der Jugendfreund sandte, nichts mehr von einander gehört, und erst kürzlich hatte er durch einen gemeinlichen Bekannten erfahren, daß Wernsdorf hier Landrat sei. Gemächlich bummelte Dr. Mengel auf das Südtor zu, durchschritt ein altes Tor und dann die Hauptstraße, auf deren beiden Seiten Häuser und Gärten herumliefen. Da und dort sah ein altes Mütterchen und sonnte sich, und zum Fenster heraus paffte Großvater seine Pfeife. Es war still auf der Straße und auch auf dem Marktplatz, wo ein plätschernder Brunnen das einzige Geräusch machte. Nüchlich sah der Marktplatz aus mit seinen Viehhäusern, zu denen Scherren führten, und die reich mit Holzverkleidung gesichert waren.

„Bin ich hier recht auf dem Wege zum Herrn Landrat?“ fragte Dr. Mengel einen kleinen Jungen, der mit einer Tüte aus einem Laden kam. Der Junge sah die Fremden an, dann liehete er den Finger in den Mund und brachte endlich heraus: „Ja, da 'nans geht's zum Herrn Landrat, aber es ist noch ein gutes Stück.“

Dr. Mengel schritt trübsinnig aus und blieb erkrankt stehen, als nach ein paar Hundert Schritten eine Villa mit einem Firmament und Vorgarten in Sicht kam. Das mußte der Beschreibung nach die Wohnung des Freundes sein. Aber er hatte doch kaum zehn Minuten zu dem „reinen Weg“, von dem der Beamte gesprochen, gebraucht, und der Junge hatte eben gesagt, es sei noch ein gutes Stück.“ Doktor Mengel trat näher. Nüchlich, auf dem Türschloß stand: Wernsdorf, Landrat. Nein, was die Kleinblätter für Vergriffen von Entfernungen hatten! Wenn die bei ihrer Tätigkeit auch ein solches Zeugnis anlegten, dann wären das ein gemüthlicher Betrieb hier zu sein. Er verhielt sich genau wie das Recht aus. Und hier lebte Heinz Wernsdorf, der am liebsten Weltumsegler geworden wäre.

Dr. Mengel schellte, und ein lauberes Dienstmädchen erschien. „Zu dem Herrn Landrat wohl für einen alten Freund zu sprechen?“ „Er ist nicht zu Hause“, er ist grad wo ein paar Minuten vom Bureau gekommen und ist nun mit der gnädigen Frau im Garten; sie trinken grad Kaffee. Wenn sich der Herr dahin bemühen möcht —“ „Ja, wollen Sie mich denn nicht erst melden?“

„Ach, nee, das ist hier keine Mode. Der Herr wird sich sehr freuen.“ War das amüßig! Welden ist hier kein Mode, und das Dienstmädchen verzögert schon in voraus die Freude der Herrschaft über einen Besuch. Dr. Mengel folgte der Maid durch den Hof in die hinter dem Hause befindlichen großen Garten und fand das Gepäc und einen etwa vierjährigen Jungen am Kaffeetisch.

Das Dienstmädchen hatte nicht zwei gelagt: das Erbsenbrot des inenartigen Erbsen erregte große Freude. Die hübsche junge Frau gab sofort frischen Kaffee auf, und Mengel sah sich zufrieden gegen den neuen Däsel. Der Landrat kratzte über das Wierbeinchen mit dem Augenbrot, und es wurde dem Gott ganz warm ums Herz. Bald war ein lebhaftes Unterhalten im Gange, und als Dr. Mengel aufbrachte, er müsse abends abtreten, ließ er auf energigen Widerspruch.

„Das gibst nicht“, erklärt der Hausherr. „Morgen ist ein großer Festtag: mein Geburtstag. Den müßt Du entschließen mitfeiern.“

„Ja, dazu müssen Sie unbedingt bleiben, Herr Doktor, wir lassen Sie einisch nicht fort. Sie haben ja bereits versprochen, daß Ihr Urlaub noch eine volle Woche währt.“

„Das schon, und ich sollte mir wirklich gar zurehen; ich verlese nur nicht, Heinz — Dein Geburtstag — ich möchte doch schwören, mein, ich schwöre wirklich, daß Du am 6. Dezember geboren bist, am Vorkastage. Ich habe Dir doch, als wir noch in die Vorstädte gingen, immer mit dem Geburtskalender gratuliert!“

Der Landrat und seine Frau sahen sich an und lachten, und der Gast mußte nicht recht, was er daraus machen sollte. Immer noch lachend begann der Landrat: „Die Sache bedarf allerdings einer Erklärung, mein Alter. Spür nur: Am 1. Januar waren es fünf Jahre, seit wir hier als jünger Ehepaar einzogen. Kannst Du denken, daß es uns nicht ganz leicht wurde, heimlich zu werden. Meine Frau Berlinerin, na, und unter Stammort, lieber Fritz, ist doch auch beinahe Großhändlerin gegen dieses Netz. Keinen Schritt konnte man unbedacht tun. Meine Trude genierte sich, ihre neue Pelzgarment, die sie zur Ausstattung bekommen hatte, zu tragen, weil die Kinder auf der Straße ihr nachguckten. Bei dem ersten Reich, den wir machten, erkundigte sich die Frau des Dieners, wie uns am letzten Sonntag die Gans geschmeckt hätte. Und auf die erkrankte Frau meiner Frau, woher sie denn wußte, daß wir Gänsebraten gegabt, hieß es: „Erstens hat's die Widmariam erzählt; von der ihrer Großmutter haben Sie ja die Gans gekauft, und dann hat der Bruder noch auch bis Sonntag früh am Küchenschrank gehangen.“ Im März hatten wir zum ersten Male einen Gast, eine Frembin meiner Frau. Abends war sie gekommen, und am anderen Morgen schickte der Väter für zehn Biennige Bröden mehr als gewöhnlich, ohne daß wir sie bestellt hatten. Weil die Herrschaften doch Besuch hätten“, sagte der Junge. Und als andere Mamma zum Gerichte ging, wurde sie mit dem Worten empfangen: „Na, heute brauchst's ein halb Pfund Suppenfleisch mehr, gelt?“ Bald nannte wir solche Scherze als selbstverständlich, und es mußte ihnen sehr did kommen, wenn wir uns über irgend etwas wundern sollten.“

„Ja wirklich“, fiel Frau Gertrud ein — „und das dürfte ich eben die Geburtsstundegeschichte. Die könntest Du mich eigentlich erzählen lassen, Wanne.“

„Schön, Trudel, Du hast's Wort.“ „Also: mein Mann hatte zu Weihnachten von seiner Schwester ein Paar gefärbte Pantoffeln bekommen, die die Schürze dazu, und da er sie nicht bringen brauchte — ein Mann sollte überhaupt gar keine Pantoffeln besitzen, sondern sie der Frau überlassen, nicht wahr? — legte ich die hübsche Arbeit beiseite. Im Frühling, als ich die Winterkleider einmottete, fielen mir die Pantoffeln wieder in die Sand, und ich überlegte mir, daß ich sie noch nun modisch lassen wollte, da die alten inwärtigen schäblich geworden waren.“

Nicht deshalb, Trudel, sondern weil Du eingesehen hast, daß in einer guten Ehe beide Teile den Pantoffel gleich haben.“



